

Wem gehört das Land?

Dürfen Menschen, die weggegangen sind, sich nicht mehr zu Südtirol äußern? Und wer entscheidet darüber? Über Zugehörigkeit, Besitzdenken und ein Land, in dem die Bienen sterben und Kastanienbäume in Flammen aufgehen.

von Maxi Obexer



Maxi Obexer, 45, schreibt Prosa, Essays, Dramen und Hörspiele. Sie lebt in Berlin und ist in Feldthurns aufgewachsen, wo sie den heurigen Sommer verbracht hat. In *ff 33/15* schrieb sie über die Achtsamkeit gegenüber der Natur.

Manchmal hilft dir ein Satz, der gegen dich gerichtet ist, die Gedanken zu schärfen, oder er führt dich gar zu neuen Fragen. Für so einen Satz kann man dem Verfasser dankbar sein, und für den folgenden Satz bin ich es: „Wahrscheinlich sind Sie schon zu lange weg, um ein halbwegs vernünftiges und ausgewogenes Bild vom Land zu zeichnen.“

Problematisiert werden mit dem Satz zwei Autoren, die sich in ihren Essays zur Bergwelt äußern („Berg geil“ *ff 33/15*). Ulrich Ladurner ist der eine davon, die andere bin ich. Auf den Kern gebracht, enthält mein Text die Sorge darüber, wie sehr diese kostbarste aller Welten bedroht ist, wie sehr Pflanzen und Tiere um ihr Überleben bangen müssen, während wir kaum bemerken, was vor sich geht.

„Schon zu lange weg“ – so der Einspruch, um urteilen zu können. Wie der Verfasser das wissen will, von wo und wie lange ich ‚weg‘ bin, lasse ich einmal beiseite. Bemerkenswert ist, das die Kompetenz zum Urteil demjenigen abgesprochen wird, der ging. ‚Wer wiederkommt, bleibt ‚draußen‘, und wer nicht dazugehört, darf keine Meinung haben. Dass dies ein klassischer Landes- oder Revierverweis ist, lasse ich beiseite. Ebenso die Frage, wer darüber befindet, wer urteilen kann und wer nicht. Der Verfasser ist nicht verlegen, sich die Deutungshoheit allein zuzusprechen.

Beiseite lassen will ich auch die Frage, was mit „vernünftig“ und „umfassend“ zu verstehen wäre. Vielleicht sollte ich an der Stelle aber nicht damit zurückhalten, dass es der Direktor des Südtiroler Bauernbundes ist, womit die Interessenlage geklärt wäre. Es ist erstaunlich, wie viele Vorannahmen eine simple Aussage enthalten kann, die noch dazu so arm ist an Argumenten.

Aufhalten möchte ich mich aber damit, dass Urteilskompetenz über Zugehörigkeit hergestellt wird. Das ist zwar ein probates machtpolitisches Mittel, als Argument aber falsch. Als würde nur jemand kompetent urteilen können, der dazugehört, oder der sich gar noch als Besitzer wähnt. Ebenso falsch ist auch die Annahme, ein Land würde irgendwem gehören.

Vor Kurzem bin ich einem Motorradfahrer, der zusammen mit anderen über Waldböschungen

preschte, aus dem Weg gesprungen, ich wäre sonst unter die Räder gekommen. Als ich ihn bat, anzuhalten, und ihn fragte, ob sie wüssten, was sie anrichten würden, sagte er grinsend, es sei schließlich sein Wald.

Ein Land kann nicht einer Person gehören, es kann ihr anvertraut werden, irgendwann aber wird sie gehen und es einer anderen anvertrauen müssen. Das Land wurde den Bauern anvertraut. Ihnen sollte man zutrauen können, dass sie verantwortlich damit umgehen. Ebenso wie auch uns.

Eine Landschaft öffnet sich jedem, der sie betritt, sie kann sich aber nicht wehren.

Ob wir Sorge für sie tragen, oder nur Profit herauschlagen, ob wir nur nehmen und sie nur konsumieren, oder auch bereit sind, etwas zurückzugeben: Natur kommt auch ohne uns aus. Ihr etwas zurückgeben, kann nur bedeuten, auf sie achtzugeben, wenn ich von ihr nehme. Dafür muss ich bereit sein, sie zu lesen, zu verstehen, ihre Geheimnisse und ihre Verletzbarkeit zu ergründen, um herauszufinden, was sie braucht, und was sie bedroht. Es setzt voraus, dass ich mich ihr verbunden fühle, den Tieren und der Pflanzenwelt. Von da – und vom Wissen um ihre Kostbarkeit – ist es nur ein Schritt zu der Frage, wie es ihr geht. Zugehörigkeit ist eine Frage der Verbundenheit, nicht des Besitztums.

Mein Vater war Imker. Wenn ich nach Hause kam, dauerte es nicht lange, und er fragte mich auf seine stille, verschmitzte Art, „ob ich seine Bienenkönigin sehen will“. Kurze Zeit später standen wir an seinen Bienenstöcken, und während er nach der Königin suchte, gab er mir ein Update über den Stand der Bienen. Jahrzehntlang war es ein Kampf gegen die Varroa, gegen die aber war ein Mittel gefunden worden, Ameisensäure, die biologisch war und keine chemischen Reststoffe im Honig hinterließ.

Es war ein sehr teures Mittel: Wer bereit war, es zu zahlen, durfte nicht darauf zielen, dass der Honig noch was abwarf. Die kleine Milbe war bekämpft; und doch sah ich meinem Vater wieder dabei zu, wie er mit einem kleinen Handbesen die toten Bienen vom Stock fegte und mir zeigte, wie



Bienenstöcke: „Ich sah meinem Vater dabei zu, wie er die toten Bienen vom Stock fegte.“

viele schon auf dem Boden lagen. Er tat es still, es waren oft Hunderte. Was tötete sie jetzt? Er zuckte stumm mit den Schultern. Sinnlos: Dieser Feind ist nicht zu bekämpfen. Denn es sind die Bauern selbst, die den Tod verursachen. Herbizide, Fungizide, Pestizide, Neonikotinoide, Nervengifte, die das Zentralnervensystem der Bienen angreifen, ihr Brut- und Kommunikationsverhalten, sie finden entweder nicht mehr zurück, werden nicht eingelassen, geben falsche Signale an die Flugbienen, schicken quasi ganze Völker in die Wüste.

Mein Vater starb an Gehirntumor, zwischen der Diagnose und dem Tod verging ein knapper Monat. Seither versuche ich, öfter und länger hier zu sein. Und so komme ich langsam auf die Spur dessen, was er hinterlässt. Er hatte die Natur auf seine Weise gescannt: Wo gibt es nährstoffreiche Nahrung für seine Bienen? Und hatte überall in der Landschaft Weiden, Büsche, Bäume für sie gepflanzt. Ganz unauffällig setzte er damit dem Beseitigen von Hecken, Büschen, wilden Obstbäumen, der Vernichtung all dessen, was keinen direkten Gewinn abwirft und nicht an der Obst- oder Kellereigenossenschaft abgeliefert werden kann, etwas entgegen.

Das Haus steht mitten in den Feldern, ein paar Hundert Meter weiter geht es bergab zu den Weinbergen; eine Kastanie markiert den Übergang, sie ist einige Hundert Jahre alt, ein Jahrzehnt früher stand sie in geselliger Nachbarschaft mit Birken, Eschen, Brombeeren und Haselnussstauden, jetzt steht sie allein da. Am Herz-Jesu-Tag, der dem Tiroler Freiheitskampf gewidmet ist, stand sie in Flammen. Ich wusste nicht, dass der Gedenktag inzwischen genutzt wird, um sich von unerwünschtem Baumwerk zu befreien. Dem Bauern

ging's um die zwei Quadratmeter, die ihm die Kastanie streitig machte.

Seit Monaten bin ich nun hier und beobachte noch genauer, was ich seit Jahren verfolgte.

Die Vogelarten werden von Jahr zu Jahr weniger, das ist sichtbar, und es ist hörbar.

Ich staune über die Misthaufen, die immer mehr und immer höher werden. Über die Unmengen an Jauche, die über die Felder gespritzt werden und aus ihnen nitratverseuchte Wüsten macht. Auch der Verlust der Pflanzenvielfalt ist sichtbar.

Vor ein paar Jahren war der Gang zu den Weinbergen ein tägliches Abendritual, inzwischen halten wir uns die Nase zu und meiden das Gebiet. Was ich aber sehe, sind Bauern in Schutzanzügen, wackere Soldaten der Agrar- und Chemieindustrie.

Steige ich höher, wundere ich mich über die Menge an Straußen, die in die Wälder und Almen hineingehackt werden, damit jeder BMW-SUV auch einmal ein Land zu Gesicht bekommt.

Ich wundere mich über den Verkehr im autofreien Gelände, über die Bagger, die sich in die Berglandschaft hineinfressen, und darüber, dass all das stillschweigend hingenommen wird, als sei es die natürlichste Sache der Welt, dass Natur zerstört wird.

Und ich wundere mich über jeden einzelnen Bauern, wenn er das gutheißen kann. Ich frag mich, ob ich ihm dann noch trauen kann. Ober er ein Vertreter des Landes ist. Ob er mit den Tieren und mit der Pflanzenwelt verbunden ist. Oder eher mit dem Besitz.

Zugehörigkeit hat eben wenig mit Besitztum zu tun, manchmal stehen sie sich sogar im Weg. ■

Ich frage mich, ob die Bauern noch Vertraute des Landes, mit Tieren und Pflanzen verbunden sind.